

Reinhard Kahl

Arko und Demo

oder

Die Göttinger Schülerbewegung

I. WARTEN

Göttingen Mitte der 60er Jahre. Wenn der Schüler Reinhard Kahl einen der Schulvormittage bei ständig steigender Gähnfrequenz hinter sich gebracht und mit seinem Fahrrad den Mittelberg genommen hatte, hielt er es zu Hause nicht lange aus. Nachmittags zwischen vier und fünf zog es ihn wieder in die Stadt. Wer sich zu dieser Zeit nicht am Marktplatz bei Arko einfand, bei einer Tasse Kaffee zu 20 Pfennigen, und anschließend vor Arko herum stand oder bei gutem Wetter gegenüber am Brunnenrand des Gänseliesels vor dem Rathaus saß, der verpasste das Leben. Natürlich fand das Leben dort nicht statt, aber es hätte dort ausbrechen können. Täglich wurde es erwartet. Und solange man dort nicht stand und sich nicht an einer Tasse Kaffee festhielt, machte einen diese Sehnsucht zu Hause bei den Hausaufgaben, die, wie wir bereits ahnten, nicht fürs Leben gedacht waren, ganz kirre. Denn heute hätte es ja passieren können und man wäre nicht dabei gewesen.

Es lag was in der Luft. Der Bohnenkaffee, so nannte man ihn häufig noch respektvoll, war bis Anfang der 60er Jahre Luxus, die Krönung für den Sonntagnachmittag oder wenn Besuch kam. Nun wurden überall Filialen von Arko, Tchibo und Eduscho eröffnet. Um sie bildete sich unsere Szene.

Zum Arkosog, der sich jeden Nachmittag meldete, gehörte natürlich auch die Phantasie, dass gerade heute eines dieser Mädchen, Mareike zum Beispiel, zwischen Eduscho in der Gronerstraße und Crohn & Lanz in der Weender hin und her flanierte, und endlich vor Arko stehen blieb, vielleicht nur, weil sie dort auf den Bus wartete. Die Unterschiede zwischen Arko, Eduscho oder dem plüschigen Traditionscafé

Crohn & Lanz waren fein, aber entscheidend. Mit dem Kaffeegeschmack hatte das nichts zu tun. Es waren Markierungen für etwas, wofür wir keine Zeichen hatten, von Worten ganz zu schweigen. Was war das? Man brauchte, um diese namenlosen Atmosphäremischungen wahrnehmen zu können, einen ganz besonderen Spürsinn, der sich offenbar mit der Pubertät verfeinert, den aber die meisten Menschen anschließend verlieren, weil sie sich von dem schwer Fassbaren nicht länger erregen und verwirren lassen wollen. Sie halten sich dann an die sogenannte Realität. Bei uns regte sich ein Möglichkeitssinn. Die Ausbildung des Wirklichkeitssinns interessierte uns weniger. Die wunderbare Entfaltung des Möglichkeitssinns erwies sich daran, dass sich zwischen den Leuten, die bei Arko warteten, etwas ganz anderes abzuspielen begann, als bei denen, die schon bei Crohn & Lanz auf den Sofas angekommen waren. Bei Eduscho in der Gronerstraße wurden eine Zeitlang noch andere Stammesgründungen versucht. Aber Mittelwege zwischen den adretten Popper-Konsumisten bei Crohn & Lanz und den häufig in ihr Geheimwissen verschlossenen Arkostehern gelangen nicht. Wer was auf sich hielt, egal ob vom vornehmen, altsprachlichen Max-Planck-Gymnasium, zu dem die Professorenkinder gingen oder von meinem neusprachlichen und naturwissenschaftlichen Felix-Klein-Gymnasium oder vom damals noch nicht getauften Neuen Gymnasium, stand bei Arko und wartete.

Hier sahen wir die Nonkonformisten vom Jungen Theater mit sparsamen Requisiten viel versprechende Lebensstücke aufführen. Graf Edzard Habben war Bühnenbildner. Allein sein Name! Und sein Günther-Grass-Bart. Oder wie er Roth-Händle rauchte. Graf Edzard Habben war von vollendeter Pose. Die Schauspielerin Barbara brachte mit ihren Gauloises Pariser Duft in den Kaffeeladen. Später wurde sie mit dem Chanson „Göttingen“ weltberühmt. Völlig zu recht, wie wir fanden, sang sie doch von einem der Weltmittelpunkte, einem imaginären zwar, aber was hieß das schon.

Bei Arko lernten wir, wie man Zigaretten hält, die es einzeln für 10 Pfennige im Tabakladen an der Bushaltestelle zu kaufen gab. Da standen wir nun mit Zigaretten

und Kaffee, zumeist im grünen Parka, wenn es nicht gerade zu heiß dafür war, oder wenigstens mit einem dicken Schal über der Jacke. Die Kluft, der Kaffee und als Höhepunkt ab und zu eine Zigarette, das waren die drei Dinge, die wir brauchten, um aus uns blassen Schülern richtige Menschen zu machen. Diese Kultmittel beherrschte Graf Edzard Habben am besten. Er führte die Zigarette wie Sartre zum Mund. Welche Intensität. So wurde Atem sichtbar. Es pulsierte zwischen Innen und Außen. Und dabei Reden führen. Immerzu reden. Ja, so, fanden wir, entsteht Welt. Darum ging es bei Arko. Wir konnten Begriffe aufschnappen, Gesten und Zeichen sammeln. Die Zigaretten waren ein Zeichen für Subversion. Der Rauch eine Freiheitsfahne.

Ein noch deutlicheres Zeichen war bald der Button mit der Rune der Atomwaffengegner. Er hatte die allergrößte Faszination. Wer ihn sich anheftete, stand augenblicklich auf der richtigen Seite. Der hatte sich entschieden. Der gehörte dazu, wissend und rettend, das konnte nun jeder sehen. Dieses Zeichen verband uns Göttinger Schüler mit den Provos in Amsterdam und mit den Studenten in Berkeley. Wir wussten über beide Gruppen nicht viel und doch irgendwie alles. Da gingen Leute mit Lust an die Öffentlichkeit. Sie probierten eine Art Lebenskunst aus, von der wir bisher noch nichts gehört hatten, aber mit der wir uns schon länger verwandt fühlten. Eine Lebenskunst, die sich nicht mehr aufs Private beschränken sollte. Diese Lebenskunst bekam jetzt einen Namen: Politik. Das Wort hatte sofort Klang. Definieren hätte es niemand können, danach fragten wir auch nicht. Wir ahnten. Wir rieben uns die Augen. Unscharfe Bilder wurden ständig klarer. Ja, so was wie die Provos oder etwas Ähnliches müsste man machen. In Amsterdam verteilten sie zum Beispiel Flugblätter, auf denen Königin Juliane unter ihrem Briefkopf verkündete, sie sei nun Anarchistin geworden und wolle über die Machtübergabe verhandeln. Daraufhin gewannen die Amsterdamer Rebellen bei der Gemeinderatswahl ein Mandat. In ihrer ersten Initiative im Stadtparlament, dem „Weißen Fahrradplan“, verlangten sie, in ganz Amsterdam sollten weiße Fahrräder zur kostenlosen Benutzung bereitgestellt werden.

Die Kunde aus Berkeley, der großen kalifornischen Universität, steigerte unser Lebensgefühl. Da versammelten sich Studenten zu großen Versammlungen, den Teach-ins, in denen sie den Vietnamkrieg anprangerten. Teach-in, das wurde sofort als Zauberwort verstanden. Das Wort ergreifen. Oder Happenings, die die ganze Stadt zum Spielraum machen. Das erregte. Wir wurden bei diesen Nachrichten hellwach.

Mit dem Zeichen der Atomwaffengegner am Parka hatte wir uns in eine unsichtbare Menschenkette eingehakt. Das konnte nun jeder sehen. Mit dem Zeichen hatten wir unsere Selbst-Initiation begonnen. Dazu gehörte auch die neue Musik. Die Beatles, die Stones oder die Animals. Im Radio hörte man sie noch selten. Auf der Suche nach diesen Klängen musste ich im Radio lange suchen und fand dann häufig nur auf Mittelwelle den schwankenden Ton des Piratensenders Radio Caroline, der von einem Schiff im Ärmelkanal sendete. In Göttingen hörte man ihn nur bei feuchtem Wetter so einigermaßen. Ich musste an meiner kleinen, gelben „Philips-Philetta“ die Ohren spitzen. Man musste seine Empfangsantennen weit ausfahren, während inzwischen die Sender so stark sind, dass man seine Empfangsantennen einzieht.

1965 erschien der Foto-Band von Juergen Seuss und Gerold Dommermuth „Beat in Liverpool“. Ich wünschte ihn mir zu Weihnachten und bekam ihn. Die Fotos vom Cavern Club, wo die Beatles ihre ersten Auftritte gehabt hatten, gaben geheimnisvolle Hinweise auf Orte, an denen das Leben ganz anders schmecken musste, nicht zu vergleichen mit dem, was wir von der Schule oder zu Hause kannten. Weil diese Hinweise so rar waren und sich gleich wieder entzogen, wie „The House of the Rising Sun“ abends auf Mittelwelle, waren sie so kostbar. Die Atmosphäre wurde immer aufgeladener. Da muss etwas passieren. Und wir waren entschlossen, keine Statisten zu sein. Was da aus der Welt kam, musste doch auch in Göttingen aufgehen. Wir waren gerade 16 oder 17 Jahre alt und einem Notenschlüssel auf der Spur, womit wir unsere Partituren schreiben wollten. Wir begannen, uns zu stimmen.

II. SCHATTEN

Die Ereignisse von 1968 warfen ihre Schatten voraus. Manch ein Erziehungsberechtigter meinte damals allerdings, es sei umgekehrt: Gewissen Schatten gelang es, Ereignisse nach sich zu ziehen. Mit den Schatten waren wir gemeint. Dunkelmänner wurden wir genannt, Gammler, Revoluzzer und Kommunisten, die lieber gleich rüber in die DDR gehen sollten. Man sagte noch „Ostzone“ oder „sogenannte DDR.“ Mit der hatten wir natürlich nichts im Sinn. Aber in dem Augenblick, wo wir vom Kapitalismus sprachen, gerieten wir in diese ungewollte Verwandtschaft, in die sich später mancher verstricken sollte. Wir Schüler, die einige Zeit später, Anfang 1967, in Göttingen die erste antiautoritäre Schülergruppe in der Bundesrepublik, den Unabhängigen sozialistischen Schülerbund (USSB) gründeten, hatten zunächst nicht die Schule als Objekt unseres Veränderungswillens im Blick. Im Gegenteil. Jeder Didaktik versuchten wir zu entkommen. Für uns brach ein Zeitalter der Autodidaktik an. Nicht durch uns, aber mitten durch uns hindurch. Und viele von uns stecken heute immer noch in diesem manchmal wunderbaren, manchmal verzweifelten Lernprozess.

Wir nannten uns bald „antiautoritäre Bewegung.“ Dem Protest voran gegangen war unsere verletzte Gläubigkeit. Wir Nachkriegskinder glaubten an die Botschaft der Demokratie, wir wollten unbedingt an sie glauben. In dem Wort lag eine beinahe religiöse Verheißung. Demokratie. Niemand hatte das Versprechen stärker verkörpert als der amerikanische Präsident John F. Kennedy. Seine Aufforderung, dass es auf jeden ankommt, dass es nie zu früh und selten zu spät sei, sprach uns an. Demokratie füllte Leerstellen in unserer geerbten Gläubigkeit. Unsere Eltern waren ja in der Regel keine Nazis gewesen, hatten den Nazis aber näher gestanden als dem Widerstand, von dem sie gewöhnlich nicht mal ahnten, dass es ihn gegeben hatte. Widerstand war ihnen zuwider. Unsere Eltern waren noch Gläubige, aber Gläubige ohne Glauben. Als sie jung waren, waren sie hungrig auf Erlösung. Vielleicht waren wir ihnen darin, ohne es zu wissen, verwandt? Später wollten sie davon nichts mehr wissen und interessierten sich kaum für das, was über ihre kleinen Welten hinausging. Sie wollten nicht genau hinsehen. Hitler trauerten sie zwar nicht nach, aber es wäre für sie doch zu schön gewesen, wenn die Volksgemeinschaft nur mit

Autobahnbau möglich gewesen wäre, ohne Krieg, zumindest ohne verlorenen Krieg, und auch ohne diese schrecklichen Dinge mit den Juden. Zur „skeptischen Generation“, über die der Soziologe Helmut Schelsky eine große Abhandlung geschrieben hatte, gehörten unsere Eltern dennoch nicht. Der „Abschied vom Prinzipiellen“, den der Philosoph Odo Marquard vorschlug, hatte noch nicht begonnen. Wie waren unsere Eltern im Alltag prinzipiell! Fast fanatisch. Wollten ihre Kinder irgendetwas Eigenes und von ihren Vorstellungen Abweichendes, war ihre Standardantwort: Wohin führt es, wenn das jeder macht? Natürlich ins Chaos, meinten sie. Unsere Eltern und Lehrer waren Prinzipienreiter ohne Prinzipien. Sie waren Flüchtlinge, auch wenn sie nicht aus Schlesien kamen, wie meine Eltern. Sie flüchteten in die Arbeit. Dazu gab es in den 50er Jahren auch allen Grund. Das Ende des Krieges, die „Katastrophe“, wie man sagte, war noch nicht lange her.

Aber so zwingend ihre Gründe zum Arbeiten auch waren, sie waren für unsere Eltern auch der willkommene Vorwand zum Wühlen. Sie waren stolz auf ihre Tüchtigkeit, aber die Früchte ihre Arbeit genossen sie vorläufig noch nicht. Lange brauchten sie, um zu entdecken, dass Sparen allein nicht glücklich macht. Den Genuss lernten viele erst später von ihren Kindern. So weit war es aber längst noch nicht. Unsere Eltern waren ziemlich stumm und dachten vor allem daran, was die Nachbarn denken, die aber dachten auch nur im Kopf von imaginären Nachbarn und trauten dem eigenen nicht. Mit unseren Lehrern stand es nicht viel besser. Sie verkündeten geliehenes Wissen, als wäre es ihr eigenes. Sie inszenierten die Ordnung des Lehrplans, aber sie ordneten nichts. Sie beanspruchten eine Autorität, die sie nicht erworben und für die sie nichts riskiert hatten. Wir brauchten einige Zeit, um dahinter zu kommen, dass sie von ihrem eigenen Spiel längst nicht mehr überzeugt waren.

III. SCHULLAUFBAHN

Meine Grundschule, die Bonifatiuschule am Schildweg, war eine katholische Bekenntnisschule. Dort hatte man den rechten Glauben, aber es blieb immer unklar, worin er eigentlich bestand. Immerhin glaubte man dort fest an die einzig harte und konvertierbare Währung in Schulen, an die Zensuren. Meinen ersten Lehrer, Herrn

Bergfeld, hatten wir nie lachend erlebt. Er starb, als ich in der zweiten Klasse war, an Magenkrebs. Zu meinem Glück. Denn bei ihm waren meine Zensuren nur Durchschnitt. Und eines war an der Schule des heiligen Bonifatius klar: Durchschnitt ist Fegefeuer. Unter dem Durchschnitt liegt die Hölle. Erst deutlich darüber fängt der Himmel an, das heilige Gymnasium. Zu meinem Glück also verließ uns Bergfeld in die Transzendenz. Sein Nachfolger wurde Herr Lüdke. Der war tatsächlich gläubig, er tat nicht nur so. Als ich ihn mal im Anschluss an den Unterricht verständnislos wegen der Ungerechtigkeit der Erbsünde löcherte, wurde er ganz unglücklich, weil seine Antworten uns beide nicht überzeugen konnten. Sein Ausweg war, noch fester zu glauben. Wir katholischen Kinder glaubten bereitwillig mit. Das fiel nicht schwer, zumal als Ministrant. Im Messdiener-Talar durften wir vor dem Altar bimmeln, Weihrauch schwenken und Fronleichnam durch die Oberstadt um die Paulus-Kirche ziehen. Das erhabene Gefühl dieser Liturgie konnten später kaum die allerbesten Demos erreichen. Als Messdiener lernten wir auch, worauf es wirklich ankommt. Bei lateinischen Gebeten wie dem Confiteor musste man nur die ersten und letzten Wörter deutlich aussprechen, damit der Kaplan seine Stichwörter hörte. Dazwischen reichte das Gemurmel. Aber was das lateinische Gebet bedeutete, darauf kam es gar nicht an. Wir waren Komparsen. Das spürten wir. Allerdings glaubten wir noch, dass das nur für uns und die kleine sündige Stelle unserer Welt galt. Von den anderen glaubten wir, dass sie nicht bloß spielen, sondern tatsächlich etwas verkörpern. Nur mit diesem Glauben konnte das Spiel weitergehen.

Das Felix-Klein-Gymnasium begann wie die Volksschule mit einem Tod. Ein Schüler, oder war er schon ein Ehemaliger, ich glaube, Briegleb hieß er, erschoss Oberstudienrat Adolf Kraus. Kraus musste wohl einer von den Nazi-Lehrern gewesen sein, ein Sadist zudem. So das Gerücht. Jedenfalls gab es zu seiner Beerdigung schulfrei. Dieses Ereignis schärfte unsere Wahrnehmung. Es gab also alte Nazis. Was waren das für Leute? Wer gehörte dazu? Und was war ein alter Nazi? Zum Beispiel einer, der immer noch stolz seinen ihm im 3. Reich verliehenen Professorentitel trug, der sich aber an der Uni nicht mehr sehen lassen durfte. In seinem Kollegium war Professor Wolfrum wohl gelitten. Hmm, dachten wir und wunderten uns und wurden

plötzlich auch auf andere Todessymbole aufmerksam, die keinen Anstoß erregten und uns zuerst zur erhabenen Heiligkeit des Gymnasiums zu gehören schienen.

Unübersehbar gab es eine Heldengedenckecke neben der Aula. Vom Treppenhaus war sie mit einer dicken roten Kordel abgetrennt. Das merkwürdige Heiligtum erinnerte nicht etwa an im Krieg gefallene ehemalige Schüler. Es war kein Mahnmal, damit mörderische Zeiten nicht vergessen werden. In der Heldengedenckecke muffelten diese Zeiten weiter vor sich hin. Und nicht nur dort. Studienrat Schincke erzählte, wann immer es uns gelang, ihn auf seine Abenteuer im 2. Weltkrieg zu bringen, eine geschlagene Lateinstunde, wie er als deutscher Offizier die dummen Russen von hinten mit dem Essigschwamm packte und gefangen nahm. Ein grauer Mathematiklehrer schwärmte von preußischen Offizieren und ging, dabei leichte und manchmal harte Kopfnüsse verteilend, durch die Reihen und fand sich ganz toll. Herr Kaiser im Rollstuhl dagegen war tatsächlich noch Monarchist, während Herr Grotfend ganz offen der Napola, der „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“, einer besonders strengen Eliteschule der Nazis, nachtrauerte. In den Fächern Erdkunde, Geschichte und Englisch beschränkten sich seine Überzeugung auf Nebenbemerkungen, aber im Sportunterricht wurde nachgeholt, was „deutsche Jungs“ hart macht. An all dem schien sich an unserem Gymnasium niemand zu stoßen. Auch Lehrer Popplow nicht, der uns doch ganz anders zu sein schien. Er gab Deutsch, Gemeinschaftskunde und Geschichte. Montags kam er mit dem „Spiegel“, und donnerstags mit der „Zeit“. Oder er hatte ein neues Buch dabei. Die anderen Lehrer ertrugen wir, so wie sie uns ertrugen. Mordgedanken blieben nicht aus, aber Phantasie. An Popplow schieden sich die Schüler in die begeisterten Jünger und in die größere, aber bedeutungslose Schar der Gleichgültigen und Ungläubigen. Die Jünger begannen, wie Popplow Zeitungen und Bücher zu lesen. Für uns waren die ersten Minuten in seinem Unterricht, die häufig mit der Presseschau oder der Vorstellung neuer Bücher vergingen, nicht bloß Zusatzinformation, sondern Kommunion, wie das Sakrament in der Kirche. Popplow brachte zum Beispiel die Goethe-Biographie von Friedenthal mit. Die sollten wir uns zu Weihnachten wünschen. Oder er wog die Hitler-Biographie von Allan Bullock und ermunterte uns, auch pfundschwere Bücher zu lesen. Hatte einer von den Jüngern ein Buch

mitgebracht, suchte Popplow neugierig nach Anstreichungen und war enttäuscht, wenn er keine fand. Neue Exemplare der „Vierteljahres-Hefte für Zeitgeschichte“ packte er voll freudiger Vorlust aus. Die von ihm verwaltete Lehrerbibliothek hatte sie abonniert. Die frischen Exemplare präsentierte er wie jungfräuliche Objekte männlichen Begehrens. Später wurden die Hefte dann grün eingebunden. Mit dieser Wandlung gewannen sie noch an Würde. Welche Wonne musste es wohl erst sein, ein in Oasenziegenleder eingebundenes Buch in Händen zu halten? Davon schwärmte unser Deutsch-, Geschichts- und Gemeinschaftskundelehrer. Dabei kam in der Knabenschule Erotik auf. Anschließend im Turnunterricht bei Grotefeld wurde der Schülerkörper zur Strafe am Reck gezüchtigt. Die mehr dumpfe als anstrengende Paukerei in den restlichen Fächern war im Grunde bloß Einführung in die Grammatik unserer damaligen Kultur: Bestbestrafung durch Arbeit.

Die Unterrichtsstunden reichten Popplow für seine Lektionen nicht aus. Uns auch nicht. Also gingen wir abends zu seinen Kursen in die Volkshochschule. Es gab sogar Trimester, da besuchten wir zwei Kurse in der Woche, hielten dort Referate über die Weimarer Republik, über den Russlandfeldzug oder über die Verfassung der Bundesrepublik. Niemand wollte dort Punkte sammeln. Popplow bot Grundzüge einer Schule, wie sie hätte sein können: Schüler und Lehrer verbindet ihr Interesse, nicht nur an der Sache, sondern auch an den Personen. Interesse ist freiwillig oder es ist geheuchelt, geblufft. Letzteres ist der normale Opportunismus der Schule, die heimliche Botschaft, die in jeder Lektion mitgelernt wird. Gegen die Freiwilligkeit fiel schon damals den meisten sofort das Gegenargument ein: Was wird dann aus denen, die kein Interesse haben? Gegenfrage. Man stelle sich vor, wie Schulpflicht gebe es Essenspflicht, weil man sich darum sorgt, dass manche Kinder nicht essen wollen. Man müsste also täglich ins Pflicht-Restaurant, um die Standardverpflegung einzunehmen. Nationale Essenspläne und Aufesszwang dienten der Gerechtigkeit. Das Ergebnis: massenhaft Essgestörte. Und die wären im Weiteren der Beweis dafür, dass es anders nicht geht.

Wir waren verzaubert von der Welt des geschriebenen Wortes. Wenn Popplow dringend ein Buch aus der Universitätsbibliothek brauchte, dann durfte es einer der Jünger während des Unterrichts von dort holen. Dazu musste man Radfahrer sein, wie er. Wer in diesen Genuss kam, fühlte sich nicht ausgenutzt und sah darin auch keinen Vorwand, den Unterrichtsstunden zu entkommen. Der Weg in die UB gehört zu den Handlungen mit initiatorischem Charakter. Bald holte ich in den Buchhandlungen Calvör oder Peppmüller nicht nur Bücher für Popplow ab, sondern hatte bei Peppmüller mein eigenes Konto. Bücher kaufen, ohne sie gleich zu bezahlen, war nicht nur wegen des Kredits vorteilhaft, sondern auch kultisch irgendwie konsequent, denn Bücher sind doch keine Waren, die man gegen Bares tauscht. Allerdings musste ich in den Ferien bei der Post oder beim Gärtner Kreuder jobben, um das Konto bei Peppmüller auszugleichen. Auch das gehörte zur Initiation. Es geht nicht ohne Opfer. Jünger müssen bluten.

Inzwischen führte bereits nach der Schule der Weg zu Arko. In der Schule hatte Popplow zuvor vielleicht für Günther Grass, den die Nazilehrer einfach für ein Schwein hielten, geschwärmt, aber bei Arko, da stand doch Graf Edzard Habben mit Schnauzbart, schwarzen Zigaretten und allem, was dazu gehört. Er erzählte von einer Vernissage am Wochenende in einer Scheune auf dem Lande. Hans Jürgen Haug, eine Klasse höher, schrieb schon Gedichte und Artikel und war bereits mit einem Fiat 500 motorisiert. Er nahm mich zur Vernissage mit. Da traf man diese Menschen, die Roth-Händle rauchten, eine Welt, von der Nichtraucher und Radfahrer Popplow nur sprach. Da standen sie, qualmten, tranken und redeten, redeten und redeten. Popplow hockte indessen zu Hause an seiner nie fertig gewordenen Dissertation über Turnvater Jahn. Auch ein freiwilliges Seminar bei ihm konnte nie die Welt sein, die sich hier zusammen rottete. Wir Zauberlehrlinge lasen nun nicht mehr Popplows Empfehlungen, sondern Broschüren über die Notstandsgesetze, Karl Jaspers „Wohin treibt die Bundesrepublik“, die Rowohlt Taschenbücher „Politik ohne Vernunft“ und „Plädoyer für eine neue Regierung“, die bei Peppmüller der junge Buchhändler Igomar von Kieseritzky verkaufte. Beiläufig erzählte er von einem Roman, an dem er schrieb. Bei Arko standen Raudi, Walter Oberst und andere ehemalige Schüler

unserer Schule, inzwischen Mitglieder im SDS, dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund. Das mag 1966 gewesen sein. Der SDS war für uns der Geheimbund der Eingeweihten, Leute, die schon mal in Frankfurt Adorno gehört oder in Berlin demonstriert hatten. Sie sprachen von Napalm, dem Pflanzengift, das die Amerikaner über Vietnam versprühten. Sie erklärten, was Imperialismus sei. Sie hatten „Spiegel“ und „Zeit“ schon hinter sich. Sie lasen die „Neue Kritik“, „Politikon“ und „Konkret“. Bei Arko waren sie an den grünen Streifen der „Frankfurter Rundschau“ zu erkennen.

Als sich in den USA der reaktionäre Barry Goldwater um die Präsidentschaft bewarb, brachten wir von Arko einen Aufkleber der Ostermarschorganisation „Kampagne für Abrüstung“ in die Schule mit. Darauf stand: „Gott behüte uns und unser Haus vor Barry Goldwater und Franz Josef Strauß“. Den Aufkleber klebten wir sofort an die Klassentür, gut sichtbar, gleich unter dem Schild 11_{sl1}. Das s stand für den sprachlichen Zweig, l für Latein und die zweite l war nötig, weil es noch eine Parallelklasse gab. Zum ersten Mal zündelten wir in der Schule und gleich brannte es lichterloh. Dass das Stroh so trocken war, hätten wir nicht geglaubt. Vor allem, dass kein Popplow seinen Jüngern beistand. Wie spielten sie sich nun alle auf. „Wenn das jeder täte ...“ „man klebt nichts ...“ „Narrenhände ...Kommunisten ... ferngesteuert ...geht doch rüber“. Verhöre gab es und keinen Blick mehr ohne Kopfschütteln. An dieser Empörung richtete sich der Lehrerkörper auf. Auf so einen Anlass schien er schon lange gewartet zu haben. Es fehlte nur noch, dass Schinke mit seinem Essigschwamm in den Fluren auf Kommunistenjagd ging. Es war, als hätte der Zwischenfall geheime Sehnsüchte erfüllt. Endlich hatte die Kriegsgeneration wieder Fronten.

Aber der großen Aufregung folgte nichts. Die Täter wurden ermittelt. Reinhard Kahl und Detlev Bernd wurden ins Klassenbuch eingetragen und mit der Androhung einer Schulstrafe verwarnt. Aber Lehrer, die bisher souverän und liberal wirkten, gaben sich nun die größten Blößen. Seidensticker zum Beispiel, ein imposanter Mann mit Schauspielerqualitäten. Er litt darunter, bloß ein Lehrer für Deutsch, Englisch und Latein zu sein. Er gab uns ständig zu verstehen, dass er für die Schule, also für uns,

einfach zu schade sei. Er, die Perle, den Säuen zum Fraß vorgeworfen. Wenn Seidensticker nicht immer so angegeben hätte, wir hätten ihn noch mehr bewundert. Als Studenten hatten er und Siegfried Lenz sich eigene Texte vorgelesen. Eigentlich, so seine ständige Botschaft, gehöre er an eine Universität oder ins Feuilleton – mindestens. Immerhin war er der deutschen pädagogischen Provinz mehrere Jahre an die deutsche Schule in Kairo entronnen. Seidensticker, unser Klassenlehrer, hatte wegen des Aufklebers getobt, obgleich er wohl kein Anhänger von Franz Josef Strauß war. Er war eher ein Helmut-Schmidt-Typ, Offizier ohne Dreck am Stecken, aber mit Angst vor dem Chaos. Unsere Antwort auf seine Szenen ließ nicht lange auf sich warten. Wir empfingen ihn bei der Klassenfahrt abends in der Jugendherberge in Luxemburg mit “Bachsch'isch-“, “Bachsch'isch“-Rufen und unterwürfigen Gesten. In Kairo hatte Seidensticker der Halbgott sein dürfen, für den ihm die Göttinger Schule keine Rolle bieten konnte. Unser Happening hatte einen weiteren Tobsuchtsanfall zur Folge. Er drohte, die Reise abzubrechen, suchte nach den Rädelsführern, die er ja sowieso schon kannte und empfahl uns den Jugendpsychiater. Das Wort Psychiater merkten wir uns. Die bisher trotz allem bewunderte Souveränität des Pfeifenrauchers Seidensticker war dahin. Er hatte verloren. Der SDS hatte weitere Punkte gewonnen.

Auch Popplows Kurs fiel in wenigen Wochen auf Null und wurde dann nicht mehr notiert. „Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!“ Wir lernten schnell. Die neuen Schriften sättigten unseren Interpretationshunger und machten Appetit auf mehr hektographierte Raubdrucke, dieses Geheimwissen, das uns nicht nur Wissen, sondern langsam Überlegenheit verschaffte. Wir lasen die „Dialektik der Aufklärung“ von Adorno und Horkheimer und bald „Geschichte und Klassenbewusstsein“ von Georg Lukacz. Genosse Roul Ramirez, wir waren jetzt Genossen, druckte diese vergessenen, von Verlagen noch nicht wieder entdeckten Bücher und verkaufte die Raubdrucke in der linken Kneipe „Audimin“. Hinter dem Tresen stand dort Genosse Claus-Theo Gärtner. Er spielte außerdem am Deutschen Theater in Göttingen. Inzwischen ist er als Josef Matula aus der ZDF Krimi-Serie „Ein Fall für Zwei“ bekannt. Den frischen Raubdruck von Wilhelm Reichs „Die Funktion des Orgasmus“ nahmen wir aus dem „Audimin“ mit in die Schule und legten sie dem imposanten

Seidensticker aufs Pult. Die Kalkulation ging auf. Die Stunde war gelaufen. Wieder ein Tobsuchtsanfall. Die Entlarvung klappte, aber wir waren auch enttäuscht. Wo war der Humor? Wo seine ständig demonstrierte Souveränität? Mitspielen im Happening, meinerwegen Schinke mit Essigschwamm, warum nicht, ein Karneval, das wäre vielleicht eine Lösung gewesen. Nichts davon. Mit unseren Entlarvungsprovokationen traten wir selbst allerdings in die Fußstapfen der humorlosen Rechthaber. Nur für Augenblicke hatte sich die Verstockung unserer Lehrer und Eltern in uns gelöst, dann verklumpte vieles schon wieder. Wir wollten sie im Wissen überbieten. Also lasen wir. Die umfangreiche Lektüre war nur durch Schwänzen zu bewältigen. Manchmal ging es in die Tage und die Rückkehr in den Unterricht fiel jedes Mal schwerer. Als Ausgleich für Abwesenheit brachten wir in den Unterricht mal einen jungen Studenten mit, der sich als „der Neue“ vorstellte und dann eine Stunde lang mit dämlichen Fragen den Betrieb aufhielt. Was war das für ein Fest, als am nächsten Tag die Suche nach dem Neuen losging, von dem nun die Klasse wahrheitsgemäß behauptete, dass es ihn doch gar nicht gäbe. Auf solche Happenings ging niemand ein. Also wählten wir den Machtkampf und kosteten ihn aus. Wir gewannen mehr und mehr Geschmack an der Ausübung von Macht. Wir probierten jetzt alles aus: Feuerzangenbowle, Polithappening und bald schrieben wir Flugblätter. Die Botschaft war immer die gleiche: Der Kaiser ist nackt. Wenn wir wollen, trägt er keine Kleider.

Wir waren Rächer. Der Grammatik der Schule folgend, nutzen wir jede Blöße der Lehrer, um sie zu verletzen. Wir rebellischen Schüler spielten jetzt Schule mit vertauschten Rollen. Dass man auf diesen Krieg nur verzichten kann, wenn es freundlicher, vor allem fehlerfreundlicher zugeht, das hatten wir weder gelernt noch erlebt. Das konnten wir uns noch nicht vorstellen.

IV. USSB

Im Herbst 1966 war die Gründung eines Bundes der rebellischen Schüler fällig. Wir kämpften gegen fragwürdige Autoritäten, die uns umgaben. Wir suchten nach Vorbildern, die aber lieber weit weg sein sollten. Vor allem schlossen wir uns

zusammen. Langsam hatte sich ein Netz gebildet, das jetzt nur noch an den Rändern verknotet werden musste. Ein Bund also musste sein. Arko war übrigens zwischenzeitlich ausgefallen. Ein neuer Geschäftsführer hatte den Kaffeeausschank für Schüler in der Mittagszeit, also nach der Schule, gesperrt. Wir schrieben Leserbriefe an das Göttinger Tageblatt. Lange konnte die Aussperrung nicht aufrechterhalten werden. Inzwischen hatten wir einen zweiten Treffpunkt, die Geschäftsstelle der Volkshochschule in der Hospitalstraße. Der Bildungsreferent der VHS unterstützte uns. In deren Räumen hielten wir die Redaktionssitzung unserer Schülerzeitung „fälle“ ab. Mit der wunderbaren IBM-Kugelschreibmaschine der Sekretärin schrieben wir abends und am Wochenende unsere Artikel auf Wachsmatrizen, zogen sie auf die Walze der „Nudelmaschine“ und vervielfältigten die Texte auf farbiger Saugpost. Uns wurde sogar ein Büroschlüssel anvertraut. Wenn eine Nummer der „fälle“ fertig war, feierten wir am Wochenende in der Volkshochschule. Für die „fälle“ erhielten wir vom Jugendreferenten einen kleinen Etat. Einen zweiten erwirtschafteten wir selbst. Wir traten in der Volkshochschule als Referenten auf. In einem Kurs über Rüstung und Abrüstung belehrten wir uns selber. Wir lasen das Buch von Fritz Vilmar „Rüstung und Abrüstung im Spätkapitalismus“. Spätkapitalismus, das war ein Zauberwort, das Zeitenwende ankündigte. Der VHS-Kurs war nun unser wöchentliches Treffen. Er wurde auch die regelmäßige Versammlung der Göttinger Ostermarschgruppe, deren Vorsitzender ich zu der Zeit war. In der Erinnerung kommt mir das alles etwas frühreif vor. Aber offenbar waren wir überzeugend. Manche, die unsere Revolution fürchteten, haben möglicherweise stärker an sie geglaubt als wir selber.

Unsere Treffen wurden Feste einer himmlischen Autodidaktik. Imperialismus und Psychoanalyse. Emanzipation und Repression. Herbert Marcuse und Reimut Reiche. Das waren alles Programme, die Welten öffneten. Die Schule wurde dabei zum absolut nebensächlichen und völlig verzichtbaren Kokon, in dem sich der didaktische Leerlauf eingesponnen hatte. Im Lernen waren wir schon Spezialisten. In der Lerntheorie wurden wir es jetzt auch. Dass die Schule mehr zum Disziplinieren als zum Lernen da war, das hatten wir in vielen Schuljahren erfahren. Nun hatten wir den

Zusammenhang kapiert und suchten nach Begriffen und möglichst stabilen Theoriegebäuden, um die Erkenntnisse abzusichern und ihnen Dauer zu verleihen. Dass wir drauf und dran waren, unsere Wahrnehmungen schon wieder in feste Kategorien einzumauern, gehört zu der Lektion, die unserer Generation erst viele Jahre später zu verstehen begann und für die sich viele dann schon nicht mehr interessierten. Aber erst mal hatten wir damit zu kämpfen, das Schwänzen so zu kalkulieren, dass der Schüler-Schein gewahrt werden konnte, um den Abi-Schein zu erhalten. Wir übten uns also schon in dem, was nachidealistische Schülergenerationen perfektionierten: Selbstmanagement. Der Schüler als Betriebswirtschaftler seiner selbst, der sich jeden Energie- und Zeiteintrag zweimal überlegt und den Output in die Notenwährung umrechnet. Dabei gab es noch keinen Grund, Noten für den Numerus Clausus zu schinden. Diese Kalkulation brauchten wir nicht. Vom NC hatten wir noch nichts gehört. Unserer Zukunft schien nichts im Wege zu stehen – außer diesen Geistern aus einer alten Zeit, wie dem Lateinlehrer mit dem Essigschwamm. Aber diesen lachhaften Autoritäten fühlten wir uns inzwischen so überlegen wie eigentlich allem anderen. Außerdem waren wir jünger. Den anderen gehörte vielleicht die Vergangenheit, uns gehört die Zukunft. So einfach war das erstmal. „Trau keinem über 30“, war ein Spruch in aller Munde. Dass wir selbst auch mal 30 und sogar älter werden sollten, konnten wir uns aus dieser prallen Gegenwart heraus gar nicht vorstellen. Unsere Zuversicht trübte keinerlei Angst. Arbeitslosigkeit war ein Fremdwort. Berufsverbote waren noch nicht erfunden. Revolution war der euphorische Ausdruck für eine weite sonnige Zukunft. Wir wollten alles. Die nächste Welle, die nicht mehr so theorieversessen war, wollte alles und zwar sofort. Wir waren da eher noch geschichtsphilosophisch gestimmt. Wir fühlten uns auf der richtigen Seite. Auf der Seite der Ideen, auch wenn unsere Hauptidee bald „Abschied vom Idealismus“ hieß. Der dialektische Materialismus schien der mächtigere Zauberkasten zu sein. Aber das ist schon ein Vorgriff. Noch klagten wir – wie das so schön hieß – den Verfassungsanspruch gegen die Verfassungswirklichkeit ein. Bald waren wir nach 20 Seiten Marx Lektüre schon die besten Hegelianer: Wenn die Wirklichkeit mit ihrem Anspruch nicht übereinstimmt, dann umso schlimmer für die Wirklichkeit. Haut drauf.

Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen unserem Glauben und unseren alltäglichen Erfahrungen, war das große Thema hinter all den Themen der Jahre 1964 bis 68. Diskussionen vom Schulhof bis ins Feuilleton hatten etwas von der Diktion aufgeklärter Schulbücher für Gemeinschaftskunde: Die Ansprüche des Grundgesetzes einlösen! Wie gläubig wir waren, wird im Vergleich mit dem coolen politischen Atheismus heutiger Schüler deutlich. Sie sind allerdings nicht ein Zehntel so naiv, wie wir es waren.

Bald spürten wir den antiautoritären Sieg. Er schien unausweichlich, nicht weil wir die großen Helden waren, sondern weil sich die alten Autoritären als Papiertiger herausstellten. „Alle Imperialisten sind Papiertiger“, das war ein Spruch aus China, wo gerade von Mao Tse-tung eine Kulturrevolution angezettelt worden war. Deren Sprüche reimten sich auf unsere Sätze. Kulturrevolution, das schien das richtige Wort für die Weltlage von San Francisco bis Berlin, von Amsterdam bis Peking. Und auch für unsere innere Welt. Es dauerte lange, bis wir wussten – wissen wollten –, was für ein Schlächter dieser Mao war. Das interessierte uns erstmal nicht. War da eine Verwandtschaft mit unseren Eltern, die auf unsere Fragen nach ihrem Leben mit der Diktatur schwiegen, die behaupteten, nichts gewusst und höchstens mitgemacht zu haben? Wir gefielen uns jedenfalls als große Drachentöter, wo wir doch nur Gespenster verjagt hatten. Dennoch, einmal in einem großen Drachentöterstück mitgespielt zu haben, das war schon mal ein Ereignis unseres Lebens.

Aber wir maßen unseren Sieg noch an der Reaktion der Autoritäten. Wichtig war, wie unsere Lehrer uns behandelten. Wir lasen den Erfolg bald an der Zahl unserer Rundfunkinterviews ab. Dann kam Valeska von Roques vom Fernsehmagazin „Panorama“ mit ihrem Team nach Göttingen und interviewte uns in meinem Zimmer. Wie die Nachbarn da guckten. Anschließend kletterte Benito aufs Gänseliesel am Marktplatz gegenüber von Arko und spielte fürs Fernsehen auf seiner Geige die Internationale. Die Szene gehört immer noch zum beliebtesten Clip im Fernseharchiv über die wilden Jahre. Was gab es noch zu zweifeln, als Peter Krebs vom Bayrischen

Rundfunk uns zu „Report“ nach München ins Studio einlud und uns nach dem Interview verriet, dass er die Schule auch immer Scheiße gefunden hatte. Beim evangelischen Kirchentag in Hannover wurde ich als Vertreter für „Unsere kritische Jugend“ zum Dialog um 23 Uhr ins Fernsehstudio gesetzt. Das flößte in der Schule nun sogar Lehrern Respekt ein. Sie begannen, mit einem wie mit Erwachsenen zu sprechen. Der Deutschunterricht bei Seidensticker wurde plötzlich interessant, weil wir Gespräche, die wir draußen längst führten, nun wenigstens manchmal auch in der Schule erlebten. Vielleicht bekamen nun auch einige Lehrer wieder Spaß am Lernen. Die Altnazis hielten sich mit ihre Anekdoten zurück, kontrollierten umso penibler unsere Anwesenheit, immer bereit, Indizien gegen die Schwänzer zu sammeln, die man wegen dieses Vergehens vielleicht doch noch ganz los werden könnte.

Die Gründung des USSB selbst war also kein Ereignis mehr, es war nur der besiegelnde Akt. Wir nannten uns Unabhängiger und Sozialistischer Schülerbund. Unabhängig zu sein war uns das Wichtigste. Sozialistisch musste es auf jeden Fall sein. Das war die neue Zeit. Sozialistisch musste auch sein, weil wir uns als SDS für Schüler fühlten. Reimut Reiche und Peter Gäng, die beiden Bundesvorsitzenden des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, kamen aus Frankfurt nach Göttingen, und am Wochenende trampfen wir nach Frankfurt, um einen Schülerkongress vorzubereiten, der in Frankfurt im Juni 1967 stattfand. Ich hielt das Grundsatzreferat und wurde zum Bundesvorsitzenden des AUSS gewählt. AUSS bedeutet, Aktionszentrum Unabhängiger und Sozialistischer Schüler.

Aber erst mal ging es in Göttingen ganz profan los. In der VHS versammelten wir uns ohnehin jeden Dienstag. Dort druckten wir das Gründungsflugblatt: „Die Schüler sind in unserer Gesellschaft eine unverhältnismäßig rechtlose, unterdrückte und von nicht demokratisch kontrollierten Instanzen abhängige Gruppe! Abhängig sind sie von der Schule, die keinen demokratischen Geist atmet, und vom Elternhaus, das uns Schülern gegenüber alle Repressalien in der Hand hat. Wenn Schüler von 17, 18, 19 Jahren reglementiert werden, dann ist das nicht Erziehung, sondern Unterdrückung.“ Einige Tage später schickten wir eine mehrseitige Flugschrift hinterher, die USSB-

Korrespondenz. Sie hatte den Titel „Schulordnung unterm Dreschflegel“. Wir nahmen die Schulordnung des Neuen Gymnasiums auseinander. In der Schulordnung standen Sätze, an denen wir unser kritisches Bewusstsein wetzten. Die Schulordnung war im Bekennerstil abgefasst: „Als Schüler des Neuen Gymnasiums bin ich mir bewusst, dass unsere Schule ihren Erziehungs- und Bildungsauftrag innerhalb unseres Staates nur erfüllen kann, wenn ich mich mit rückhaltloser Aufrichtigkeit und Verantwortungsfreude in die Gemeinschaft einordne ..., dass unsere Schule mir das Recht zu aufbauender Kritik zugesteht ..., dass die Schülermitverantwortung von mir Mitarbeit bei der Durchführung ihrer Aufgaben erwartet ..., dass der gute Geist unserer Schule ...“ Gegen die Verantwortungspusher der alten Schule führten wir den Professor für Sozialpsychologie Alexander Mitscherlich ins Feld: „Nur wenn es uns gelingt, den Terror, den Erziehung ausübt, weiter ins Bewusstsein zu bringen, können wir hoffen, uns gegen den so vorzüglich ausgeübten und erfolgsprämiierten Ideologiezwang jener Gesellschaftsmächte zu behaupten, denen das Individuum als Entscheidungsträger der Freiheit ein Dorn im Auge ist.“ Die meisten Schüler, die unsere USSB Korrespondenz für 20 Pfennige kauften, verstanden erst, was wir meinten, als die Verbreitung der Flugschrift in allen Göttinger Schulen untersagt wurde. Auf solche Ungeschicklichkeiten der Autoritäten waren wir angewiesen. Jetzt musste jeder empört sein. Jetzt durften viele kämpfen. Jetzt begann selbst in den 8. Klassen das, was wir Politisierung nannten. Jetzt bekamen auch Schüler, die noch nie bei Arko standen, mit, dass in ihrer Stadt was los war. Wir lebten ja in derselben Welt. Wir hatten ähnliche Erfahrungen. Nun wurden wir Zeitgenossen.

Wichtig wurde, wer wen politisiert hatte. So entstanden Genealogien und Stammbäume. Jetzt endlich stammten wir Kinder einer „Vaterlosen Gesellschaft“ – so hieß ein Buch des zitierten Alexander Mitscherlich – von jemandem ab: von uns selbst. Und wir zeugten weitere Glieder in einer alle verbindenden endlosen Kette. Wir weihten uns. Eine Initiation waren uns die Erwachsenen schuldig geblieben. Wir entdeckten uns in der Abgrenzung gegen verstockte Lehrer, die bald nur noch ein müdes „so nicht“ murmelten. Wir profilierten uns gegen Eltern, die den Zapfenstreich immer noch auf 22 Uhr festlegen wollten, aber wir hielten uns einfach nicht dran. Wir

rieten uns an einer Politik, die Notstandsgesetze vorbereiteten, statt den wichtigen „Verfassungsanspruch“ einzulösen. Wir empörten uns über Amerikaner, die in Vietnam den Wald entlaubten und mit dem Gift „Napalm“ Menschen die Haut verbrannten – alles angeblich zur Verteidigung unsere Freiheit. Wir verstanden, dass alles irgendwie mit allem zusammenhing. Für die großen Zusammenhänge suchten wir große Begriffe. Dem Imperialismus der politischen Macht und des großen Geldes setzten wir unseren Begriffsimperialismus entgegen. Wir beherrschten das Vokabular im Nu, wie heutige Kids den neuen Computer: Kapital, Staat, Unterdrückung – gewissermaßen als die Hardware –, repressive Gesellschaft, repressive Schule und repressive Familie – als die Software. Wenn wir für die schlechten Verhältnisse die allergrößten Substantive gefunden hatten, konnten uns diese Verhältnisse bald gar nicht schlecht genug sein, wenn damit unsere Sätze wahrer wurden. Wir hatten die Welt im Kopf. Und mit uns sollte eine neue Zeit beginnen. Und auch wer nicht so dämlich reagierte wie Direktor Wiechmann vom Neuen Gymnasium, der seine 19.-Jahrhundert-Schulordnung nicht mal diskutieren lassen wollte, dem nützte auch bald seine Gesprächsbereitschaft nichts mehr, denn er machte sich der repressiven Toleranz verdächtig. So machten wir unser System gegen Widerlegungen immun. Mögliche Lernprozesse unserer Gegner schienen ausgeschlossen. Die Welt wurde nach Wir und Ihr geordnet. Ein paar Jahre später wurde dieser Wir-Ihr-Stacheldraht zwischen den verschiedenen Weltverbesserungsorden ausgerollt. Da wurden Freunde im Nu zu falschen Freunden und dann sogar zu allergrößten Feinden. Das noch gar nicht solange verblichene Wort „Kampf“ kam wieder in Mode. Aber so weit war es noch nicht.

Bevor Rudi Dutschke die Parole vom Marsch durch die Institutionen ausgab, wanderten wir erst mal aus unserer Institution aus. Das Schlagwort hieß: „Große Weigerung.“ „Das Ende der Mitmacherei wurde proklamiert! „Anpassung“ war das Schlimmste. Unser Flugblatt zum ersten Schülerkongress in Frankfurt war überschrieben mit dem Satz: „Es gibt Schüler, die machen nicht mehr mit!“ Plötzlich wurde die Zahl der Nicht-mehr-Mitmacher wie von allein immer größer. Zur Demo gegen die Notstandsgesetze zogen wir morgens vom Felix-Klein-Gymnasium los.

Lehrer konnten auch die Braven, denen wir nie zugetraut hätten, nein zu sagen, nicht mehr halten. Sie zogen mit. Manchmal schien es, als zögen sie voran und riefen am eifrigsten „Ho, Ho, Ho Chi Minh“. Der Name des Präsidenten von Nordvietnam ließ sich so gut skandieren. Jetzt wollten plötzlich alle, fast alle, dazu gehören. Selbst die Schüler aus der Realschule, zu denen wir bisher keinen Kontakt hatten, strömten zum Audimax, dem größten Saal der Universität. Vor dem Gebäude hatten Studenten in Ermangelung anderer Gegner bereits die Straßenkreuzung blockiert.

Die Schülerbewegung hatte viele Gesichter. Wir bemühten uns mehr und mehr um einen radikalen Ausdruck. Man verbarg seine idealistisch verträumten Züge, die als persönliches, kleinbürgerliches Relikt galten. Wir wurden immer ernster und gefielen uns darin, missionarische, manchmal schon gnadenlose, junge Priester zu sein. Was hatte sich da abgespielt? Endlich leben, war unser erster Impuls gewesen. Endlich wissen, war der zweite. Endlich Recht haben, das wurde nun der dritte Impuls.

Neben den kleinen weltgeschichtlichen Bühnen gab es die großen Kleinkriege zu Hause. Endlich mit ein paar gut geölten Argumenten den verduztten Eltern mehr Freizügigkeit abringen. Nicht mehr als Untermieter der Klein-Familie dahin vegetieren! Wir forderten ja nicht nur auf Demos die Demokratie ein, wir entdeckten auch die Rock- und Popmusik, wir suchten auch mit Haschisch die Bewusstseinsweiterung und entdeckten die Sexualität. Auch die Sexualität wurde eine kulturrevolutionäre Kraft. Immerhin gab es ja noch den Kuppeleiparagraphen, nach dem zum Beispiel eine Vermieterin verurteilt werden konnte, wenn sie es zuließ, dass ein Student in seiner Bude mit seiner Freundin übernachtete. Homosexualität konnte noch nach dem Paragraphen 175 bestraft werden. Erotik war so verpönt wie Lust überhaupt. Nur Arbeit, Leistung und Anstrengung waren unverdächtig. Sich dieser Ordnung zu unterwerfen, wurde Realismus genannt. Aber nun sollte die Phantasie an die Macht. Das ganze Leben war neu zu erfinden. Wie man weiß, hatten wir uns da fürs erste etwas zu viel vorgenommen. Autodidaktik braucht Zeit. Wohl kann man auf Lehrer verzichten, nicht aber auf Mentoren, Ratgeber und Vorbilder. Einige von uns Schülern in Göttingen hatten da Glück.

Über ehemalige Schüler, die inzwischen Pädagogik studierten und die wir weiter bei Arko trafen, hatten wir Kontakt zum Pädagogischen Institut der Göttinger Universität. Dort war gerade ein junger Mann, der selbst nie Pädagogik studiert hatte, aber ein begeisterter Lehrer war und schon einige Bücher sowie ständig Artikel in der „Zeit“ veröffentlicht hatte, Professor geworden, Hartmut von Hentig. Der Weg zu ihm führte über Gerold Becker, der an diesem Institut wissenschaftlicher Assistent und mit Hentig befreundet war. Hartmut von Hentig interessierte sich für uns. Er nahm uns in seinem roten VW-Käfer mit nach Hannover zum Studentenkongress nach dem 2. Juni 1967, dem Tag, als in Berlin der Student Benno Ohnesorg bei einer Demonstration gegen den Schah von Persien erschossen worden war. Später lud uns Hentig nach Würzburg zu einer Tagung des deutschen Städtetages über Schulreform ein, dem wir unsere Thesen zur Schulreform vortrugen. Cora Stephan und ich durften als Vertreter einer neuen, hoffnungsvollen Generation besichtigt und befragt werden.

Hartmut von Hentig bot sich als Mentor an. Eine Einladung zum Schwarzbrot bei ihm zu Hause war lehrreicher als monatelanger ideenloser, uninspirierter Unterricht in der Schule. Dieser pädagogische Sokrates machte einfach durch seine Art und Weise deutlich, dass miteinander sprechen wichtiger und schöner ist, als die Wahrheit, welche auch immer, zu besitzen. Er lebte eine ganz andere Möglichkeit: Denken ist dem Wissen überlegen und nur mit Fragen, Antworten und erneuten Fragen lässt sich das Wissen vor seiner Erstarrung bewahren. So konnten Wissen und Denken das intensivste Erlebnis von Leben werden. Hentig war für mich eine Impfung gegen die Verführungen der Bescheid- und Besserwisserei – und das ist er immer noch. Anders als ein Popplow kniff von Hentig nicht, wenn wir mal wieder ganz schön daneben lagen und so taten, als würden wir jetzt die ganze Welt neu erfinden. Dann lächelte er weise und ermunterte uns sogleich, unserer Ideen weiter zu treiben, vielleicht in eine etwas andere Richtung.

In der Schule fehlten solche Mentoren. Dort erschöpften sich die nie lächelnden Lehrplanbeamten und verbrauchten dabei den Rest ihrer ohnehin nur geliehenen

Autorität. Dort wagte kaum jemand, er selbst zu sein. Ganz anders war die zwar nur knappe, aber nachhaltigste Erfahrung mit dem Mentor Hentig, der uns nicht mit so viel Sollen umstellten, dass uns zum Wollen kein Raum blieb.

Im Sommer 1968 machte ich Abitur. Am Tag darauf zog ich von Göttingen nach Frankfurt, das neben Berlin das andere Zentrum der Revolte war. In Frankfurt wollte ich nun für einige Monate im Bundesvorstand des AUSS als revolutionärer Berufsschüler agieren, neue Gruppen gründen, Artikel für die Zeitschrift „konkret“ schreiben und wo immer möglich für die Umwälzung agitieren.

Weihnachten kam ich nach Göttingen, meine Eltern besuchen. Spät abends trafen wir Revolutionäre uns bei Claus Theo Gärtner im Audimin. Auf dem Nachhauseweg warfen wir Schneebälle an Lehrerfenster. Zuerst bei Popplow, dann ans Fenster von Lateinlehrer Schinke, der Russen mit dem Essigschwamm gefangen genommen hatte. Nach dem dritten Schneeball ging Schinkes Schlafzimmerfenster auf. Ohne Warnung schoss der Kriegspädagoge aus seiner Schrotflinte. Wir waren zu Dritt. Benito traf die volle Ladung Schrot am Unterarm. Er musste ins Krankenhaus.

V. NACHREDE – DER LEERE TABERNAKEL

Das Lehrerzimmer im Felix-Klein-Gymnasium in Göttingen hatte bis 1967 kein lebendiger Schüler je von innen gesehen. Die Welt hinter den gepolsterten Doppeltüren lebte allerdings in unseren Phantasien. Würdig musste es drinnen wohl zugehen. In dieser Akademie trafen sie sich in den Pausen, die, die alles wissen und alle Fragen hinter sich haben, die Herren – nur ganz wenige Frauen – über richtig und falsch, Menschen, die alle Kommaregeln beherrschen, lauter Vertraute der Geheimnisse aus Mathematik, Geschichte, Physik und Chemie.

Immerhin waren die dunklen Eichenmöbel, die lederbespannten Stühle und die Bücher in Schränken hinter Glas durch den Türspalt schon mal zu erkennen gewesen. Doch der Zauber war zerfallen, als wir erkannten, dass dieser geheimnisvollste aller Schulräume nur in unseren gläubigen Schülerköpfen belebt war. Dieser Olymp mit

samt seiner Götter verschwand unwiderruflich, als wir antiautoritären Schüler des Kaisers Kleiderordnung provokativ enttarnt hatten. „Sie sind nackt“ schrieten wir rebellischen Kinder im Parkett. Und mit schriller Stimme suchten wir unsere Erkenntnis zu steigern: „Alle Autoritäten sind nackt!“ „Erwachsene sind Verwachsene!“ Und immer wieder: „Trau keinem über 30!“ Diese Neuinszenierung des Stücks vom Kaiser ohne Kleider war die Sternstunde unserer Generation. Viele machten später die Erinnerung daran zu ihrem Lebenskapital. Zinsen werden immer noch ausgeschüttet. Das ist die eine Seite.

Auf der anderen Seite war die Enthüllungsszene voller Schrecken. Wir realisierten in diesem Moment, selbst auch nackt zu sein. Viele stürmten nun den Fundus der Geschichte, liehen sich heroische Kostüme aus, hängten sich Lenin-Mäntel um und klebten sich Marx-Bärte an. Wir bewaffneten uns mit Büchern. Einige Jahre lang wurde kaum ein Satz ohne Zitat gesprochen – das alles aus Angst, ebenfalls nackt zu sein.

An der Entwicklung der Schulräume lässt sich der Fortgang der Geschichte ablesen. Lehrerzimmer wurden Aufenthaltsräume wie alle anderen. Sie waren fortan nicht mehr unnahbar und heilig wie der Tabernakel, vor dem ich als Ministrant gekniet hatte und in dem mir, wie in einer verschachtelten russischen Puppe, Welten und sogar der Himmel verborgen zu sein schienen.

Uns begann damals zu dämmern, was inzwischen jedes Kind weiß: Es ist weiter nichts drin in all den Tabernakeln, außer der Glaube der Gemeinde. Und wie im Himmel also auch in der Schule. Die Gemeinde glaubt nicht mehr. So erzieht die Schule zum säkularen Atheismus, über den sie sich fortwährend beklagt. Die wichtigsten Ziele stehen mal wieder nicht in den Lehrplänen.

Und die Lehrer? Die meisten sind Ungläubige im Amt, also Zyniker. Vor allem der Glaube an sie selbst fehlt ihnen. Nirgends wird ihr Inneres sichtbarer als an ihrem Äußeren, vor allem am Interieur ihrer Räume. Spuren ihres Selbstzweifels, den sie

sich nicht eingestehen, liegen hier ganz offen auf den Tischen herum. Während sie vor den Schülern gewöhnlich immer noch den Tausendsassa spielen, lässt sich die Erosion ihres Selbstvertrauens im Lehrerzimmer nicht länger verbergen. Auf den Tischen präsentiert sich ihre Zerknirschtheit. Statt der geheimnisvollen alten Bücher und der grün eingebundenen „Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte“ lauter welke, nichts mehr versprechende lose Blätter, resigniertes Papier. Viel zu viele Kopiervorlagen und zu wenig Originale. Dass allerdings neben dieser Normalverwahrlosung inzwischen mehr und mehr Schulen aufblühen – es sind noch nicht so viele –, auch das hat unter anderem mit unserer wunderbaren, etwas altklugen und auch schrecklich besserwisserischen 68er Zeit zu tun.